Emil Balmer

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 46

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647560

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

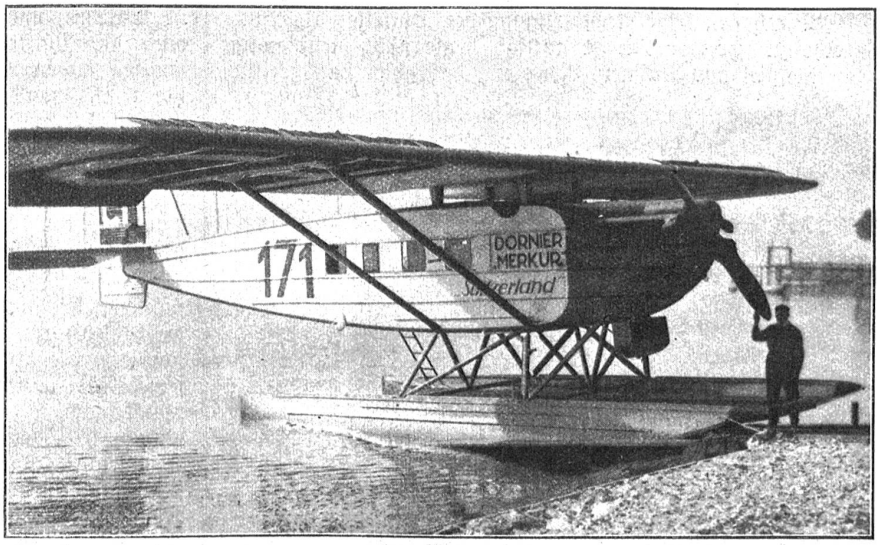
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

wegtes endloses, in einzelne Felder eingeteiltes Visierband. Das Band bewegt sich direkt über einem im Kabinenboden ausgesparten Schlitz. Je nach Flughöhe und Licht wird nun die Bandgeschwindigkeit derart eingestellt, daß auf dem Film gute Aufnahmen entstehen, die sich gegenseitig um höchstens 10 Prozent überlappen. Die Lappen werden abgeschnitten und das Ergebnis ist ein photographisches zusammenhängendes Landschaftsbild.

Räumlich zerfällt das Flugzeug in den Pilotenraum mit Doppelsteuerung, die geschlossene Kabine, die nachts für alle vier Personen Schlafgelegenheit bietet und den Toilettenraum, der auch als Dunkelkammer dient. Die großen Schwimmer fassen je zirka 2 Kubikmeter Hohlraum, in welchem vor allem der Reiseproviant verstaut wird. Er wird vornehmlich aus Konserven bestehen. Gekocht wird mit einem Metaapparat.



Das Dornier Flugzeug für Walter Mittelholzers Schweizer-Afrikaflug.

Der zwölfzylindrige Motor hat eine Leistung von 460 Pferdestärken, die vorübergehend bis auf 600 PS gesteigert werden kann. Der Tiefgang des Flugzeuges beträgt nur einen halben Meter, sodaß auch auf ganz seichten Wasserläufen niedergegangen werden kann.

Der Vollständigkeit halber möge noch erwähnt sein, daß zur Ausrüstung des Flugzeuges auch ein Maschinengewehr gehören wird.

Vorgesehen ist, Mitte November abzufliegen. Die Maschine allerdings ist bereits seit Anfang Oktober flugbereit und in Zürich stationiert. Bis zum definitiven Start wird sie von Mittelholzer tüchtig eingeflogen, selbstredend unter starker Beteiligung des Publikums, das die Gelegenheit, im Afrikaflugzeug fliegen zu können, nicht vorbeigehen lassen will. Wider Erwarten wurde auch mir ein solcher Rundflug zum Erlebnis. Wir flogen nämlich sehr tief, höchstens 150 bis 200 Meter über dem See. Aus dieser Höhe machen Häuser und Straßen nicht mehr den Eindruck von Spielwaren. Man kann durchwegs das Leben verfolgen und hat eher das Gefühl, als ob eine geheimnisvolle Kraft mit all diesen kleinen Dingern auf dem Erdboden spiele. Ging es auch nicht nach München oder gar nach Budapest, wie bei meinem fünften Flug, so war ich doch unendlich froh, wieder einmal hoch über der Erde dahinschweben zu können und mich den Reizen des schnellsten Verkehrsmittels hinzugeben.

„Switzerland" heißt das von den Dornierwerken in Friedrichshafen eigens für diese Exkursion erbaute Flugzeug, das bald mit 160—180 Kilometer Stundengeschwindigkeit über Afrika dahinrasen wird und dessen großes Brennstoffassungsvermögen Flüge bis 2200 Kilometer ohne Zwischenlandung gestattet. Ueber 900 Kilogramm Benzin werden in besondern, unter den Pilotensitzen und in der Kabine eingebauten Tanks mitgeführt. Weitere Tanks sind in den beiden Flügeln untergebracht. Das Flugzeug ist ganz aus Metall. Nur die am stärksten beanspruchten Streben und Stützen sind aus Stahl. In der Hauptsache aber wurde Duralumin verwendet. Die Floßen vermögen 4000 Kilogramm zu tragen.

Eine zweimotorige Ausrüstung hätte allerdings die Betriebssicherheit erhöht, aber gleichzeitig die Abmessungen und das Gewicht vergrößert. Dadurch wäre auch der Tiefgang unvorteilhaft beeinflußt worden. Ebenso ist es zweifelhaft, ob man mit einer größeren Maschine überall dort landen kann, wo ein kleineres Flugzeug ohne weiteres niedergehen darf. Uebrigens kann gesagt werden, daß die Expeditionsteilnehmer fast auf dem ganzen Wege Wasserläufe finden werden, also auf für Notlandungen günstige Bedingungen vorhanden sind.

Da Walter Mittelholzer nicht nur als Pilot und Photograph, sondern auch als gar anschaulicher Flugschilderer bekannt ist, dürfte das große Publikum Gelegenheit haben, aus berufener Feder die einzelnen Phasen der hochinteressanten Reise auf sich wirken zu lassen.

Emil Balmer.

Emil Balmer hat eben sein viertes Erzählbuch erscheinen lassen: „Sunn- u Schattsyte — Zwo Gschichte us em Simmetal". Es ist wieder ein Dialektbuch wie die vorangegangenen.*) Balmer marschiert also immer noch unter dem Fähnlein der schweizerischen Dialektdichter und zwar als Berufener, nicht bloß als Mitläufer. Eines Beweises, daß dem so ist, bedarf es eigentlich nicht mehr angesichts des großen Erfolges seiner Bücher. Denn bei den Dialektbüchern ist es zweifellos so: Sie müssen gut sein, wenn sie gelesen werden sollen, was bei den Schriftsprachbüchern durchaus nicht immer der Fall ist. Nur wer innere Beziehungen zum Dialekt — sagen wir schlicht: wer Freude an der Volkssprache hat, der liest Dialektbücher; er liest sie just des Dialektes wegen, und wer das tut, versteht sich zumeist auch darauf, hört auf die Nuancierungen, unterscheidet das Echte vom Unechten und läßt sich kein X für ein U vormachen. Die Dialektleser sind im allgemeinen kritischer eingestellt als die Bloß-Schriftsprach-Leser, und darum bedeutet ihr Lob für den Schriftsteller die Bestätigung dafür, daß er etwas Rechtes geleistet hat.

Der Dialekt war von jeher ein beliebtes Mittel der Charakterisierung. Die meisten Schriftsteller bedienen sich seiner, wenn sie Leute aus dem Volk durch ihre Rede charakterisieren wollen. Die Alpenromane gewisser Salonschriftsteller der Vergangenheit und Gegenwart haben durch saloppe Verwendung dieses Kunstmittel schwer in Mißkredit gebracht. Mit diesen Leuten haben die schweizerischen Dialektdichter in der Gefolgeschaft von Rud. von Tavel, Otto von Greyerz, Simon Gfeller und Josef Reinhart — um die prominentesten Vertreter dieser Literaturgattung zu nennen — nichts gemein. Sie bekennen sich zur reinen unverwässerten Volkssprache, verwenden sie in ihrem ganzen Umfange und benutzen zur Charakterisierung eben das dem darzustellenden Gegenstande gemäße Wort.

*) Alle Bücher Emil Balmers: „Friesli", „d'Glogge vo Wahlere", „Bueberose" und „Sunn- u Schattsyte" sind im Berner Verlag A. Francke erschienen.

Wir haben keine Rechtfertigung des Dialektes als Buchsprache zu schreiben; sie ist gottlob heute nicht mehr nötig. Ein Beispiel aus Balmers Neuestem, das schier handgreiflich



Emil Balmer.

die Darstellungskraft der Volkssprache dartut, weckt die Erinnerung an zahllose köstliche Stellen in den Büchern der oben genannten Dichter.

In der zweiten Geschichte des Buches, „Ds Verspräche", erzählt Anna dem Ueli, wie sein Vater beim Holzflößen den Tod gefunden hat. Die beiden Liebenden sitzen am wildtosenden Bunschenbach.

„Ja — ischt er de ghyt oder —"

„Nii, ich will der'sch erzelle! — Da hii sie emel o gflöözt, u derna het e Buehe oder e Tanne ds Wasser versperrt — du hii sie der Att amene lenge Siili ahiglah, daß er chenni ga löse. Aer mueß du uf ene Wäg etschlipft sy — er ischt emel us em Siili gschloffen un ischt i dä Brodel ghyt — — är het sech nit meh chenne drus usi wärhe — es het ihm d'Füeß i de Stiine nachlemmt. Oh myn Gott! Deech, bis zum Hals ischt er im Wasser gstande u het um Hülf gschraue. Die andere hii du tifig iine ahiglah fur ihm z'hälfe — aber es ischt z'spat gsy — är ischt nit ertruuhe, der Att, aber ds yschigchalte Wasser het ihm ds Bluet gmacht z'stocke — amene Härzschlag ischt er gstorbe — ja wäger — my Att — eso het er müeße stärbe..."

Wer mit dem Simmentaler Dialekt und mit der Gegend vertraut ist, wird mir bestätigen, daß diese Sprache und diese Schilderung echt sind und bis an den Rand gefüllt mit Vorstellungsgehalt. Und doch ist die Rede des Mädchens knapp und schlicht und enthält kaum zwei verschönernde Beiwörter. Dafür beachte man die Darstellungskraft, die Hauptwörtern wie Buehe, Siili, Brodel, Stiine oder Tätigkeitswörtern wie ahiglah, etschlipft, ghyt, wärhe, nachlemmt, gschraue, ertruuhe ꝛc. innewohnt; natürlich im Zusammenhang der Erzählung. Das Dialektwort bezeichnet eben unmittelbarer als das abgeschliffene Schriftsprachewort die Sache und ihr Verhältnis zum Menschen. Denn Sprache ist Willens- und Gefühlsäußerung. Ein Wort wie Siili muß die Vorstellung der Gefühle wachrufen, die es geschaffen haben: die Gefühle des Langen, Glatten, Beweglichen und zugleich Steifen; all diese Teile des Begriffes Seil stecken im Dialektausdruck. Darum eben ist für uns Menschen des Dialektgebietes ein Buch in der Volkssprache so genußvoll zu lesen, weil der Dichter durch Nuancierungen, wie Wortauswahl, Wortstellung, ja selbst Wort- oder Satzbetonung den Vorstellungsgehalt seines Buches fast unbegrenzt steigern kann.

Diese Möglichkeiten schöpft der am besten aus, der sich im Dialekte noch des Dialektes bedient. Wir wissen, mit welcher Charme Rudolf von Tavel seine Patrizier prononciert, wie urchig er aber auch seine Pächter und Bauern, seine Mädi und Chrigel reden läßt. Balmer macht ihm diese Kunst nach, d. h. er geht noch einen Schritt weiter und schreibt in seiner Muttersprache, dem Laupener Dialekt, zwei Simmentaler Geschichten, in denen die Personen regelrecht simmentalerisch reden. Der Versuch war kühn; aber bei einem Könner, wie Emil Balmer einer ist, durchaus gerechtfertigt. Für uns Mittelländer ist das Vergleichen beider Dialekte während der Lektüre reizvolle Nebenbeschäftigung; dem Oberländer selbst wird der entlegenere Dialekt vielleicht etwas die Vorstellungen trüben, die er von seiner engern Heimat in sich trägt. Bei der Verwendung des Dialektes als Charakterisierungsmittel kommt es zweifellos auf das Können an, das dabei in Erscheinung tritt. Balmer ist ein Meister der Sprache. Das weiß jeder, der ihn vortragen gehört hat. Er hat ein ausgezeichnetes Gehör. Das fremde Dialektwort haftet ihm außerordentlich leicht; mancher Sprachforscher müßte ihn darum beneiden. Er behält auch alle die Histörchen und Anekdoten, die Mähren und Sagen, die ihm die Landleute erzählen, wenn er sich auf seinen Ferienwanderungen und Ferienaufenthalten zu ihnen gesellt. Er ist ein glücklicher Finder wie Jegerlehner und Simon Gfeller, und wie diesen stehen ihm am schicklichen Orte gleich ein paar Späße zur Hand. Auch in seinen ernsten Simmentaler Geschichten. Der stille Humor mildert hier das tragische Düster der Handlung, wie Flühblumen und Alpenrosen die dunklen Felsen der Simmentaler Berge beleben.

Emil Balmer hat aber auch ein gutes Auge. Er, der den Pinsel meistert trotz einem studierten Maler — seine Aquarellierkunst hat er sich durch fleißige Studien in den knappen Beamtenferien errungen — sieht und beachtet die kleinsten Dinge in der Umwelt seiner Menschen. Man denke an Settelis Garten oder seine Küche auf dem Galmhofe. Oder man lese nach (S. 134), wie er ein Berggewitter schildert; ein andermal ist es ein schöner Maienmorgen oder ein Sonnenuntergang. Die vorstellungsstärksten Bilder stehen ihm zur Verfügung und neben kraftvollen Tönen auch die weichsten Gefühlsschwingungen.

Balmer hat wiederum, wie auch schon in früheren Büchern, ernste, ja tragische Motive zu gestalten versucht. Psychisch fein geraten und novellistisch glücklich gerundet ist die erste Geschichte des Buches, die die leidvolle kurze Ehe Settelis, des Kindes von der Schattseite mit seiner Sonnensehnsucht, und Peters, des Sennen, erzählt. Um restlos zu befriedigen sollte allerdings die Strafe, die Peter für sein verstocktes Schweigen gegen die todkranke Frau verdient hat, noch nachhaltiger ausfallen. Das Leben gibt vielleicht dem Dichter recht. Gar mancher Mann, der seine Frau ins Grab gebracht, wird später durch eine zweite Frau getröstet. Hier ist zwar nicht dieser Ausgang gezeichnet, aber er taucht doch in der Ferne auf. Und das genügt zur Sühne für ein tragisches Verschulden doch nicht ganz.

In der zweiten Geschichte, „Ds Verspräche", macht sich der Dichter durch die Wahl des Motivs die Arbeit noch schwerer. Sie zeigt den heldenhaften Kampf, den ein Bursche in Wahrung der Treue zur kranken Braut siegreich auskämpft. Auch hier zieht Balmer den wahrscheinlichen, von der Wirklichkeit nahegelegten, dem künstlerisch notwendigen,

dem tragischen Schlusse vor. Wir glauben, daß dies seiner Wesensart entspricht. Denn in seinem Weltbild fehlt das Böse als Prinzip, fehlt vor allem der Böse; Unglück ist ihm Fatum, nicht Schuld. So fehlt auch der Schuldträger, und der tragische Schluß mildert sich naturnotwendig zum Resignationsschluß. Wer wollte darum mit dem Künstler rechten? Weltanschauungsfragen...

Wir erinnern uns der zaghaften Scheu, mit der Balmers erstes Büchlein vor sechs Jahren den Schritt in die Oeffentlichkeit tat. Seither sind dem Dichter der Mut und die Kraft gewaltig gewachsen. Sein Neuestes greift die hohen und höchsten Probleme auf und zwar, wie wir dartun, mit einem imponierenden Können. Balmer steht als Dreißiger in der Vollkraft seines Künstlertums. Wir können ihm nur wünschen, daß er auf dem von ihm gewählten steilen Weg der Selbstvervollkommnung weiter schreite. Die Genugtuung wird nicht ausbleiben. H. B.

Der Hausverkauf.

(Aus Emil Balmers „Sunn- u Schattsyte".)

Uf em Büehl hei sie nid meh vil gschlafe. Chummervoll hei alli drü drygluegt. We o die Alte scho lang ging hei dranne tribe, für ihres Wäse z'verchaufe u sie's hei bekannt gäh im Tal unne — jetz, wo's druff u dra isch gsi u's Aerscht gulte het, isch's doch bedne rächt schwär worde. — Sie hei mögen arüehre, was sie hei wölle, ging isch ne der glych Gedanke dür e Chopf: „Es ischt ds lötschmal, wa=n=ich das mache — ds näscht Jahr ischt en andere un e anderi, wa ärnte u ruume!" Ds Pläre isch em Mädi ging zvorderscht gsi. — Wo sie am Sunntig im früechere Namittag en Abchönnige hei gseh der Mattacherhubel uf cho z'schritte un all Bott umenandluege, da isch es Hääselis gsi, es chömm e Find uf ds Hus zue. — Ueli het si i d'Hoschtet verzoge, Mädi isch i d'Näbestube gfloh — der Chrischti aber isch vor ds Dachtrauf gstanne — breit u stramm het er sech greckt trotz syr Gsüchti — kes Zucke uf sym gälbe, früschrasierte Gsicht — so het er sech da poschtiert, wie wen er müeßti Wehr ha. — — Ke Schritt wär er ihm eggäge, u churz u mutz hei sie enand grüeßt. — Wo sie zsäme über d'Schwelle sy trappet, het es em Mädi e Stich gäh dür ds Härz — aber du het es sech zsämegnoh un isch füre ga grüeße.

„Sitz zuehi", seit Chrischti u gschauet der Chäufer. Es isch e Ma gsi i de beschte Jahre, e chlei undersetzt, mit eme breite früsche Gsicht u chlyne Aeugli, u drum um het's mängisch eso korios blinzlet. E chlei gherrscheliger, neumödischer isch er derhärcho weder die uf em Büehl — aber gueti Gattig het er gmacht, das het ds Mädi o gseh.

„Ich ha ghört, es sygi der vürig — du wellischt verchuufe", faht der Diemtiger a — „jetz we's dich duucht, su wii mer'sch zseme probiere." Aer het das imene Ton gseit, daß Chrischti het gmerkt, es isch ihm ärscht. — U sie hei si bed parat gmacht, wie we's zunere grüüslige Chraftprob, zumene Hauptschwung giengi! Aber bevor sie enand gfasset hei, bevor das Gmürd u Hääggle het agfange, hei sie no chlei vo anderne glychgültige Sache brichtet.

„Myni chunnt de o noch — sie wollt o derby sy — sie ischt nume no gschwind z'Oberwil bi Bekannte zuehi."

„He, we's dir rächt ischt, su gah mer zerscht d'Sach ga agugge", seit Chrischti namene Chehrli. Sie hei ufgha u sy im Hus ume gange — du übere zur Schüür un i Stall, derna sy d'Matte dra cho, wo um ds Hus um sy gläge, de d'Hoschtet u d'Weidleni. — Bi där ganze Schatzig het der Diemtiger weni u nüt gredt — hie u da het er amene Träm pöpperlet oder anere Chue umegriffe, wie der Dokter, wen er e Möntsch undersuecht.

„U wievil Allmirächt u Holzrächt heschi de?" fragt der Chäufer, wo=n=er d'Hauptsach het gseh gha.

„E, es git alli Jahr es ganzes Los — das git nie minder wäder dry Ster Holz — es het o scho füüf geh — we's e Sturm git u's vil niderschrybt, su git's meh — emel hüür git's vil. De han ich i zweine Büürte Land, also o i bedne Allmirächt."

Klar u dütlig het Chrischti Antwort gäh. Sie sy im Gartenegge, bi de Meertrübelistrüüch, gländtet. Der Diemtiger het gäge de fynblaue Bärgen ufegluegt, wo hüt eso wyt hei gschiene. Aer het i de Seck u Täsche gnuuschet un a öppis umegstudiert.

„Was woscht derfür?" platzt er use. Uf die Frag het der Chrischti scho lang passet gha.

„Ich sellti dryßgtuusig derfür ubercho."

„Das ischt z'tüürsch — ich gibe der füüfezwänzgi."

„Fur das giben is nit! Ich löse dryßgi derfür, wen ich will."

Schlag uf Schlag sy die Wort gfalle. Das isch der erscht Aputsch, ds erschten Agryfe gsi bim Schwung — jetz hei sie enand la gah u hei früsch ume gfasset. Es het e Pause gäh, u sie sy langsam wider i ds Hus ine trappet.

Dür d'Hoschtet uf isch eini cho z'wauschte u z'chyche — e dicki Müesle isch es gsi. Gar schuderhaft isch sie derhär cho z'flügaschtere. „Es ischt doch nit oppe scho richtig?" rüeft sie scho vo wyt unnen use u ganz usser Ate.

„Nii — nii, so gleehig schieße d'Prüüße nit!" seit der Diemtiger, — „das we' jetz äbe Myni!"

„O so! su chumet inhi!" Ds Mädi het se früntlig grüeßt u het gschwinn es Gaffee überta — de Manne het es afe es Glas Wy ygschänkt. — Wo alles wieder e chlei zur Rueh cho isch, het ds Gchnorz uf Umwäge wider agfange.

„Es gfiel mer nit übel", faht der Chäufer a — „aber ich ha allerlei gseh, wa mer'sch nit cha — — ds Dach isch' schlächt, ich mangleti grad früsch la z'decke — mu sellti e nüje Brunne zuehilege — es ischt uberhuupt wohl abgläges, ich chemi nit guet zuehi mit em Roß —"

„Ja, sie hii im Sii, es nüjs Sträßli z'mache va Oberwil uehi", underbricht Chrischti, „de chunnt's grad da ob em Hus verby."

„Ja nu, mira", fahrt dise mit syr Abschetzerei wyter u blinzlet derzue — „aber es sy no ander Sache — vam Land ischt vil magersch u stiinigs, ich ha's gseh vorhi — es ischt alz e chlii es troches Züüg. De im Stall het mer o nid alz welle gfalle — du hescht vil utraget Chüe — die zweithinderschti ischt en alte Ranggel, die cha mu nüt meh rächne — da müeßti mer de besseri Ruschtig zuehe."

Chrischti het nüt gseit zu allem. Aer het scho gwüßt, daß es em andere nid halb so ärscht isch mit em Usetze....

Aus der politischen Woche.

Nach dem Attentat auf Mussolini.

Die Aufregung, die ganz Italien nach dem Bekanntwerden des Bologneser Attentates ergriffen hat, ist noch keineswegs geschwunden. Jeder Tag schier bringt neue sensationelle Meldungen. Die ganze Familie Zamboni ist verhaftet. Das Resultat der ersten Vernehmungen aber scheint ein klägliches zu sein. Der Vater Zamboni soll in jungen Jahren ein Anarchist gewesen sein; daß in seiner Wohnung Mussolinis Bild hängt und der Junge ein fanatischer Fascist gewesen ist, was will das besagen? Eine Tante hatte Ahnungen, ihrem Neffen könnte etwas Schlimmes zugestoßen sein; das ist jedenfalls verdächtig, sehr verdächtig. Man vermutet, Zamboni habe seine Tat in einem Anfall von Wahnsinn, der sich als Folge einer überstandenen Infektionskrankheit eingestellt, begangen. Er könnte aber auch das Werkzeug anderer gewesen sein. Faktisch sei Zamboni in umstürzlerischen Kreisen sehr bekannt gewesen; eine Frau habe die Hand im Spiele; nur weiß man noch nicht was für eine. Die ganze Woche hindurch wurden Verhaftungen und Hausdurchsuchungen vorgenommen. Die Polizei will die Beweise eines Komplottes in den Händen haben. Ob aber der getötete Zamboni wirklich der Attentäter war, weiß man zur Stunde noch nicht.